

«Beratung funktioniert nur auf Augenhöhe»

Text und Bild: Eveline Blum

Rosmarie Okle Zimmermann ist Sozialarbeiterin auf der Beratungsstelle der Pro Senectute Region Bern

Fast schon Zeit für eine Bilanz: Ein halbes Jahr vor der Pensionierung ist das Thema Älterwerden für Rosmarie Okle Zimmermann doppelt aktuell. Im Rahmen ihrer Tätigkeit als Sozialarbeiterin bei Pro Senectute und manchmal auch in der Freizeit, wenn sie sich vorstellt, wie sie Ende August ihren Bürotisch räumen wird.

Wir treffen uns in ihrem Büro an der Muristrasse, das sie mit einer Kollegin teilt. Es ist ein angenehmer Arbeitsplatz, hell und modern eingerichtet. Pro Senectute hat im architektonisch interessanten dreieckigen Gebäude des Campus Muristalden einen ganzen Gebäudeteil belegt. In einem speziellen Beratungsraum empfängt Rosmarie Okle einen Grossteil ihrer KlientInnen: ältere Frauen und Männer, die Unterstützung brauchen bei der Finanzadministration, beim Suchen einer neuen Wohnung oder eines Heimplatzes, bei Rechts- oder allgemeinen Lebensfragen. Viele suchen auch Rat, weil sie materielle Probleme haben. Etwa einen Fünftel der KlientInnen besucht die Sozialarbeiterin zu Hause, sei es, weil diese nicht mehr besonders mobil sind oder weil sie zur besseren Einschätzung der aktuellen Lage die häusliche Situation vor Ort sehen will.

Informieren, Beraten und Begleiten lauten die Kernelemente der Sozialberatung von Pro Senectute, die sich auf die Bereiche Finanzen, Wohnen, Recht, Gesundheit und Lebensgestaltung erstreckt. «Mein Mund ist mein Hauptwerkzeug», sagt Rosmarie Okle und lacht. «Der redet gern und wohl auch ganz gut.» So gut jedenfalls, dass sie schon mehrmals als Referentin eingeladen wurde zum Thema Wohnen im Alter, ihrem Spezialgebiet, dem sie bereits ihre Diplomarbeit gewidmet hatte. In der Beratungspraxis

ist Zuhören mindestens so wichtig wie Reden. «Das musste ich erst lernen», sinniert Okle, «ebenso wie Geduld. Wir geben ja nicht nur Wissen weiter, sondern entwickeln mit den Menschen zusammen Lösungen, um ihre Lebenssituation zu verbessern.»

Ihre professionellen Qualifikationen hat Rosmarie Okle in zwei Berufsausbildungen erworben. Mit ihrem Erstberuf als kaufmännische Angestellte konnte sie sich nie richtig anfreunden, doch es brauchte einige Zeit, bis sie den Mut und die Gelegenheit hatte, eine Zweitausbildung zu beginnen. Zunächst ging sie den klassisch weiblichen Weg: Heirat, Kinder und eine Babypause, die insgesamt zehn Jahre dauerte.

Schule, Job und Kinder

Mit fünfundvierzig (1990) entschied Rosmarie Okle dann relativ plötzlich, die berufsbegleitende Ausbildung an der Höheren Fachschule für Sozialarbeit (der heutigen Fachhochschule) in Bern zu be-

Wir müssen zu einer altersintegrierenden Kultur zurückfinden

ginnen – und zwar mit dem Ziel, sich auf Altersarbeit zu spezialisieren. Nach bestandener Aufnahmeprüfung hiess das: ein halbes Jahr Vorkurs und vier Jahre Schule, daneben weiterhin fünfzig Prozent Arbeit als Sekretärin und Mutterpflichten gegenüber zwei Jugendlichen in Ausbildung. Im Ausbildungspraktikum arbeitete sie neun Monate lang auf dem Sozialdienst der Stadt Bern, wo sie zum ersten Mal selbstständig mit KlientInnen zu tun hatte. Nach Abschluss der Schule engagierte sie die Kirchgemeinde Mathäus als Sozialarbeiterin mit dem Schwerpunkt Altersarbeit. Rosmarie Okle organisierte Seniorenferien, Altersnachmittage und einen monatlichen Mit-

tagstisch für Ältere. Gleichzeitig baute sie zusammen mit KollegInnen und freiwilligen MitarbeiterInnen einen Besuchsdienst auf, war als Sozialberaterin tätig und initiierte Veranstaltungen, u.a. zum Thema Wohnen im Alter. Nach sechs Jahren in der Kirchgemeinde wechselte sie im Frühjahr 2000 zur jetzigen Stelle bei Pro Senectute.

«Wenn ich so zurückschaue, fällt mir auf, dass ich heute oft auf Wissen und Fähigkeiten aus meinem Erstberuf zurückgreife, zum Beispiel bei administrativen Aufgaben.» Wir sitzen immer noch im Büro an der Berner Muristrasse, während Rosmarie Okle von ihrem Werdegang erzählt. Und wo stösst die Sozialarbeiterin an ihre Grenzen? «Wenn es um komplexe Rechtsfragen geht, muss ich die KlientInnen natürlich an Fachleute weiterverweisen. Oder auch, wenn jemand einen Beistand braucht», meint Okle. Konkret erinnere sie sich an eine Frau mit psychischen Problemen, die sie sehr lange begleitet habe. Nachdem sie mit der Frau jahrelang monatlich die Finanzen gemacht und intensive Gespräche geführt hatte, stellte sie eines Tages fest, dass diese nicht mehr in der Lage war, ihr Leben selbstständig zu führen. So war die Sozialarbeiterin gezwungen, eine Beistandschaft zu beantragen. «Die schwierige Zusammenarbeit mit dieser Frau hat mich sehr mitgenommen», gesteht Okle. «Da konnte ich eine Zeit lang nachts nicht mehr abschalten.»

Ressourcen im Auge behalten

Der Umgang mit Nähe und Abgrenzung ist ein Dauerthema in der Beratungspraxis, vor allem wenn Beratungen «auf Augenhöhe» geführt werden, wie das Rosmarie Okle anstrebt, was so viel heisst wie auf der Basis von Wertschätzung des Gegenübers arbeiten und dessen Ressourcen fokussieren. Es braucht



Rosmarie Okle entwickelt mit den KlientInnen zusammen Lösungen, um deren Lebenssituation zu verbessern

die Fähigkeit, mitzufühlen und Ereignisse nachzuerleben. Gleichzeitig ist eine angemessene innere Distanz nötig, um – manchmal auch unangenehme – Entschiede treffen zu können. Unterstützung in schwierigen Prozessen holt sich Rosmarie Okle in einer Interventionsgruppe, die sich alle sechs Wochen trifft. Die Gruppe ist institutionsübergreifend zusammengesetzt mit einer Vertreterin aus dem Erwachsenen- und Kinderschutzamt, einer Vertreterin des Gesundheitsdienstes der Stadt Bern, einer Spitalsozialarbeiterin und einer Mitarbeiterin der Psychiatrischen Universitätsklinik PUK. Das Thema Alter steht seit Jahren auch immer wieder auf politischen Traktandenlisten. In den Medien ist vor allem die Rede von der Überalterung der Gesellschaft und von den Kosten, die auf uns zukommen. Fest steht, dass uns der demografische Wandel vor gewaltige Herausforderungen stellt, die wir nach Auskunft von Fachleuten im besten Fall in Chancen umwandeln können. Dabei gelte es, nicht mehr vom Alter im Sinne eines «Einheitspaketes» zu sprechen, sondern zu differenzieren zwischen verschiedenen Individuen, die heute in der Regel ganz andere Bedürfnisse haben als ihre Vorfahren. Während früher ältere Menschen ihren festen Platz in der Gesellschaft hatten und geehrt wurden, müssen wir heute neu zu einer «altersin-

tegrierenden Kultur»¹ zurückfinden, zum Beispiel mit generationenübergreifenden Projekten. Positive Erfahrungen wurden in Bern gemacht mit einer Kinderkrippe, die in einem Domicil untergebracht ist, und mit dem Projekt win³, bei dem SeniorInnen als freiwillige AssistentInnen in Schulklassen mitarbeiten.²

Es gelte, die Ressourcen der älteren Menschen im Auge zu behalten, ist Rosmarie Okle überzeugt und verweist auf eine Studie, die nachweist, wie viel ältere Menschen bereits heute für die Gesell-

Wohnen wird mit zunehmendem Alter immer wichtiger

schaft tun, indem sie zum Beispiel als Grosseltern auf die Enkel aufpassen, ihre Kinder finanziell unterstützen oder Freiwilligenarbeit leisten. Im Auge behalten sollten wir ausserdem, «dass Alter mehrheitlich weiblich ist – und das Thema Armut im Alter». Da spricht die Politikerin: Rosmarie Okle war von 1998 bis 2004 im Berner Stadtrat. Als Mitglied der Sozialkommission widmete sie sich schwerpunktmässig dem Thema Alter und Wohnen.

Für die meisten Menschen wird Wohnen mit zunehmendem Alter immer wichtiger. Okle plädiert dafür, dass sich älter werdende Menschen rechtzeitig darüber Gedanken machen, wie sie im Alter

wohnen wollen. Es brauche ein breites Angebot an Wohnmöglichkeiten für Ältere: vom Pflegeheim über betreutes Wohnen bis hin zu normalen altersgerechten Wohnungen. Diese müssen Anschluss an den ÖV und Einkaufsmöglichkeiten in der Nähe haben. Sie sollten so gebaut sein, dass auch leicht gehbehinderte Menschen überall hinkommen, ohne unnötige Schwellen oder Treppen überwinden zu müssen.

Worauf wird Rosmarie Okle selbst achten bei der Gestaltung ihres Älterwerdens? «Dass ich mit den Kräften haushälterisch umgehe und gleichzeitig am Ball bleibe, was so viel heisst wie: soziales Engagement, mich für gesellschaftliche Fragen interessieren, durch Bewegung, Tanzen und Singen körperliche und geistige Fähigkeiten trainieren, Sinnfragen angehen. – Wobei die Frage nach dem Sinn des Lebens so gar nicht beantwortet werden kann. Die Fragen sind eher: Was sind für mich wichtige Werte? Was für einen Sinn will ich dem Leben abgewinnen?»

> www.pro-senectute-regionbern.ch

Fussnoten

¹ Der Begriff stammt aus den Unterlagen zu einer Tagung, die im März 2009 in Boldern stattfand zum Thema «Altwerden und dazugehören – Das Alter gestalten und neue Lebens(t)räume schaffen». Auskünfte dazu gab mir LuciAnna Braendle, eine der Tagungsleiterinnen und Mitarbeiterin von Pro Senectute Kanton Zürich.

² win³ – Drei Generationen im Klassenzimmer.